Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 118. | Bromberg, den 15. Juni | 1927.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß.

(14. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.

Wild stürmten die Gefühle und Gedanken auf Christine ein, als sie an diesem Mittag fast fluchtartig ihrer Behausung zustrebte. Sie hatte zuvor noch eine kurze Unterredung mit ihrem Chef gehabt und sich mit ihm dahin geeinigt, daß ihre Tätigkeit bei der Firma Krüß u. Co. mit diesem Tage zu Ende war. Mit fast hilfloser Miene hatte Krüß sie erst angehört. Er war geradezu erschüttert, wie sie ihm scheinbar völlig gefaßt, doch mit blassem Gesicht jetzt gegenüberstand und mit ihm mit ein paar einfachen Worten ihre Bitte vortrug, sie von den Verpflichtungen bei ihm zu entbinden, da sie Hamburg zu verlassen gedenke.

„Ich verstehe diesen Wunsch, Fräulein Berthold," hatte er da gesagt, „und will Ihnen natürlich in keiner Weise hinderlich sein bei dem, was Sie nun vorhaben. Es wäre mir aber eine große Beruhigung, wenn ich Ihnen bei meinen vielen Beziehungen in aller Herren Länder behilflich sein könnte und . . ."

„Danke, Herr Krüß," hatte sie ihn rasch unterbrochen, „ich muß nun schon allein mit meinem Leben fertig werden."

„Sie haben nirgends, soviel ich weiß, Verwandte und stehen ganz allein in der Welt?"

„Doch, ich habe noch eine Mutter."

Da war der alte Herr jäh errötet, und nervös kramte er auf seinem Schreibtische herum, nach irgend etwas suchend. „Ich meine — hm — Sie haben gewiß von keiner Seite eine Hilfe zu erwarten, falls Ihre Pläne fehlschlagen — keine pekuniäre Hilfe, meine ich." —

„Ich bedarf solcher nicht."

Krüß hatte inzwischen das Gesuchte gefunden — es war ein schmales Scheckbuch. Rasch füllte er das erste Blatt mit ein paar Zahlen, riß es aus dem Heft, und an ihre letzten Worte anschließend, sagte er mit etwas unsicherer Stimme:

„Dann kennen Sie doch wohl die Wechselfälle des Lebens noch zu wenig. Erlauben Sie mir daher, für alle Fälle Ihnen hiermit für Ihre mir geleisteten Dienste zu danken."

Christine nahm das Papier, prüfte es kurz und gab es zurück. „Ich habe keine Almosen nötig, Herr Krüß, da ich durch Erbschaft ein kleines Vermögen besitze. Mein Gehalt aber beträgt ja nicht annähernd diese Summe."

„Herrgott, Kind — Sie machen es einem aber verteufelt schwer, Ihnen zu helfen", platzte er nun wie erlöst in seiner alten lauten Art los.

„Ich bat um keine Hilfe." Christine sagte dies alles in stiller bestimmter Weise, die den alten Krüß allmählich zur Verzweiflung zu bringen schien.

„Und ich will Ihnen diese gewiß auch nicht aufdrängen; aber begreifen Sie denn nicht, daß sie mir ein innerstes Bedürfnis jetzt ist? Daß ich das Opfer, das Sie mir bringen —"

„Nur Werner bringe ich dieses Opfer."

„Gut — also nur Werner, der ja allerdings der Leidtragende dabei ist, während ich nun doch ein tiefes Dankesgefühl gegen Sie empfinde, daß Sie es ihm eben bringen. Deshalb, und weil Sie auch sonst ein so tüchtiger, braver Mensch sind, Fräulein Berthold, deshalb will ich nicht, daß Sie mein Haus in Groll und Bitterkeit verlassen. Ich wünschte vielmehr, daß Sie in mir fortan einen treuen väterlichen Freund sähen, der Ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen will, wie und wann Sie ihn gebrauchen."

Ein leichtes Zittern ging durch ihren Körper bei seinen letzten Worten, und als er ihr nun mit einer herzlichen Bewegung die Hand hinstreckte, legte sie unwillkürlich ihre bebenden Finger hinein. Sie fühlte sein ehrliches Wollen, ihr Gutes zu tun, wie hoch er sie schätzte, und daß sie an ihm soeben in Wahrheit einen treuen, hilfsbereiten Freund gefunden hatte. Doch sie wollte und durfte durch keine noch so feinen Fäden mit dem Geliebten verbunden bleiben, wenn sie ihr Vorhaben ausführen und dafür stark bleiben wollte. Nur eine restlose Trennung von ihm und der Heimat würde ihr dies ermöglichen. Daher dankte sie Krüß für seine gütigen Worte und fügte noch hinzu:

„Ich will mich Ihrer Freundlichkeit gewiß erinnern, wenn ich je einer Fürsprache für mein Vorwärtskommen bedürfte." Sie sagte ihm letzteres mehr zur Beruhigung. — Dann stand sie plötzlich auf der Straße ganz frei und Herrin ihres Tuns und Wollens. Sie hatte den reichen Kaufherrn wie einen abgewiesenen Bittsteller zurückgelassen. Als er ihr ein glänzendes Zeugnis überreichte und die Restsumme ihres Gehalts, trug sein Gesicht den Ausdruck tiefen Kummers. Und er eilte auch gleich nach ihrem Weggehen, ohne, wie sonst um diese Zeit, nach der Börse zu gehen, in das nahegelegene Weinlokal von Pfordte, wo er still und allein in einer Ecke seine Flasche Rotspon trank, in tiefe Betrachtungen über die Nichtigkeit des Lebens versunken. Er hätte viel darum gegeben, wenn jener Brief von dem Detektivbureau heute und sonst niemals zu ihm gelangt wäre. Er hätte es um seiner Ruhe willen und um dieses prächtigen Mädels willen gewünscht. Und als er das letzte Glas hinuntergoß, bekannte er sich, daß er keine liebere Schwiegertochter hätte finden können als diese Christine Berthold.

*

Noch am späten Nachmittag war Christine dann nach dem eine Stunde entfernt liegenden Waisenhaus gefahren, um dort noch einmal die ihr liebgewordenen Menschen und Stätten ihrer Jugend zu sehen. Sie wollte von allen Abschied nehmen, ehe sie die Reise antrat, von der sie wohl doch erst nach Jahren, vielleicht aber überhaupt nicht wieder zurückkehren würde. Pastor Heim, Schwester Marianne und die alte Therese, Weißhaupts treue Dienerin, waren noch die Einzigen, die an ihrem Leben innigen Anteil nahmen. Frau Pastor Heim war vor etwa Jahresfrist gestorben, sonst würde sie wohl mit in diesem Bunde gewesen sein. Der alte Herr lebte nun in der Familie seines Sohnes, der zugleich sein Amtsnachfolger war, auch fernerhin in der ihm lieben und vertrauten Umgebung weiter. Er verkörperte durch seine Persönlichkeit allein schon die Heimat für alle seine einstigen Schüler, so auch für Christine, die ihm mit großer Liebe anhing.

Freudig und erstaunt zugleich wurde sie von dem Greise wie der rasch herbeigerufenen Schwester Marianne begrüßt. Doch alle Fragen und Vermutungen über ihr überraschendes Kommen löste sie mit den wenigen Worten: „Ich bin auf der Durchreise zu — meiner Mutter."

„Christine!" schrie da die Schwester entsetzt auf: „Was weißt du von jener Frau — und was willst du bei ihr?"

„Ich weiß, daß sie lebt, und will sie sehen."

„Das darfst du nicht, Kind, — nein, das nicht!" wehrte Schwester Marianne leidenschaftlich ab.

Da schüttelte das junge Mädchen traurig das Haupt. „Es hilft nichts, ich muß sie sehen", und nach einem kurzen Stocken: „Ich würde ja doch sonst keine Ruhe mehr finden."

Ohne noch etwas zu fragen, schloß Schwester Marianne sie jetzt in die Arme und streichelte sie mit mütterlicher Zärtlichkeit.

Pastor Heim stand daneben, still und mit tiefbekümmerter Miene. Mit Worten war da nicht zu trösten — nur durch die Kraft der Jugend konnte sie von diesem Leid genesen. Und er kannte sie zur Genüge, um zu wissen, daß sie das alles überwinden und jetzt erst ein ganzer Mensch aus ihr werden würde.

Sie war dann die Nacht im Waisenhaus geblieben, hatte am Abend noch die alte Therese im Städtchen aufgesucht und war nach schmerzlichem Abschied von den wenigen ihr so lieben Menschen am anderen Morgen die paar Stationen weitergefahren, dem Ziel ihrer Reise zu. Schwester Marianne in ihrer frischen, heiteren Art hatte keinen Schmerz aufkommen lassen wollen — das Kind hatte noch genug Schweres vor sich, warum sollte man da nun unbedingt fortwährend die Trauermiene aufstecken — und so meinte sie beim Frühstück scherzend: „Höre, Christine, ob du nun zu Yankees oder Zulukaffern gehst und ihnen deine Talente auf der Schreibmaschine oder im Kopfrechnen vorführst — eins rate ich dir: „Laß dir's gut bezahlen! Und wenn du dann als Millionärin wiederkommst, kannst du dem Waisenhaus auch eine schöne Stiftung machen, nicht wahr, Herr Pastor?"

„Ja, ja", meinte der lachend, „zu stiften gäb's schon allerhand bei uns für eine Millionärin."

„Dann wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben," ging Christine auf den Scherz ein, „als mit den gewünschten Millionen zurückzukommen." Sie mußte jetzt auf der kurzen Fahrt daran denken, wie beschränkt ihre Mittel immerhin waren, und wie wohl die Verdienstmöglichkeiten in einem fremden Lande für sie werden sollten. Noch hatte sie nicht entschieden, wohin sie gehen wollte, wo sie ein neues Leben beginnen könnte. Aber das würde sich ja alles finden — jetzt erst mal das Nächste — das Schwerste hinter sich haben! —

Der Zug hielt an einer kleinen Bahnstation, und es stiegen außer ihr nur ein paar Menschen noch aus. Doch als sie eben den Bahnsteig überschritt, sah sie, wie in einiger Entfernung von ihr ein Trupp barhäuptiger Frauen und junger Mädchen, alle in einer uniformartigen Kleidung, stand, während zwei Polizeibeamte die etwa zehn Weibspersonen scharf im Auge behielten. Erst als die Sperre von Zivilpersonen frei war, setzte sich der Zug der Frauen in Bewegung und verließ durch einen besonderen Ausgang den Bahnhof. Dann sah Christine sie nicht mehr. Sie hatte erst gar nicht bemerkt, daß es weibliche Gefangene waren, die da einem der Sammelzüge entstiegen waren. Es war hier eine der größten Strafanstalten des Landes, und so brachten besondere Züge, die stets auf der Rundfahrt durch die Provinz gingen und an allen kleineren Stationen die Gefangenen sammelten, täglich solche Trupps männlicher wie weiblicher Gefangener an.

„So also wurde damals auch meine Mutter hier angebracht", grübelte Christine, als sie sich auf dem Weg zu ihr befand. Mit einem Gefühl des Grauens wie auch fast unerträglicher Spannung schritt sie dahin, bis sie vor dem Tore des hohen, roten Gebäudes mit den unzähligen vergitterten Fensterchen Halt machte. Im selben Augenblick fuhr auch ein dichtverschlossener grüner Wagen in raschem Tempo Christine entgegen und hielt gleich darauf neben ihr. Kaum stand der Wagen still, erscholl auch schon aus dem Innern desselben ein lärmender, wüster Gesang von weiblichen Stimmen. Das breite Tor öffnete sich, und sogleich war der Wagen dahinter verschwunden. Christine erhielt durch eine Seitenpforte Einlaß, doch sie hörte auch hier noch das laute Johlen und Schreien der eben eingebrachten weiblichen Gefangenen, die sie bereits auf dem Bahnsteig gesehen hatte. Auf Christinens schon erschüttertes Gemüt machte dies einen geradezu widerlichen Eindruck. Sie wußte noch nichts von der wahren Natur dieser zum Teil doch schon eingefleischten Verbrecherinnen, die schamloser und frecher sich gebärdeten als der größte Teil ihrer männlichen Schicksalsgenossen.

Am ganzen Körper zitternd vor Erregung und Anspannung all ihrer Kräfte stand das junge Mädchen jetzt vor dem Anstaltsdirektor. Doch erst nach ausführlicher Rücksprache mit diesem war es ihr gestattet worden, die Mutter zu besuchen.

Das Herz schlug Christine bis zum Halse hinauf, als sie in Begleitung der Oberaufseherin, einer älteren, freundlichen Dame, die vielen düsteren Gänge durchschritt, unzählige verschlossene Türen vor ihr geöffnet und sogleich wieder geschlossen wurden, bis sie dann endlich in das Besuchszimmer eintraten, wo sie die Gefangene zu erwarten hatte. Christine bemerkte an der einen Längsseite in der Mitte eine Tür, die zu einem Nebenraume zu führen schien. Diese Tür war von oben bis unten vergittert mit Längs- und Querstäben. Doch es blieb ihr nicht lange Zeit zu Betrachtungen, denn draußen auf dem Gang hörte man Schlüssel klirren, und eine Tür dicht neben dem Besuchszimmer wurde aufgeschlossen. Die vielerfahrene Oberaufseherin hatte sofort erkannt, wie das junge Mädchen an ihrer Seite zu bewerten war; sie drehte sich jetzt rasch um und fragte mit fast zarter Rücksicht:

„Wollen Sie Ihre Mutter nur sehen oder auch sprechen?"

„Auch sprechen," brachte Christine heiser und fast lallend hervor.

In diesem Augenblick kam ein Wärter herein und meldete kurz: „Nummer siebenundachtzig", und verschwand sogleich wieder.

Die Oberaufseherin nickte nur und öffnete sodann mit einem der vielen Schlüssel, die sie am Arme trug, die vergitterte Türe. „Es geht zwar gegen die Regel, daß ich Ihre Mutter hier in das Zimmer führe und sie während Ihrer Unterredung nicht hinter diesem Gitter lasse. Aber wir können schon auch mal Ausnahmen machen. Ich bringe sie jetzt," sagte sie freundlich zu Christine. Dann hörte das gequälte Mädchen wieder einen Schlüssel sich im Schlosse drehen, die Worte: „Hier herein," und ein paar schlürfende Schritte nahe ihrem Ohr. Sehen konnte sie nichts mehr, sie war einer Ohnmacht nahe und nicht fähig, sich von dem Stuhle zu erheben. Sie hatte das Gefühl, als sei sie plötzlich gelähmt; die Augen hielt sie zu Boden gesenkt, die Hände lagen gespreizt auf ihrem Schoß — sie rührte sich nicht und hob auch nicht den Blick, als die Oberaufseherin sagte: „So, Fräulein, Sie haben fünfzehn Minuten Zeit zum Sprechen."

(Fortsetzung folgt.)

In indischen Lagunen.

An der Malabarküste.

Von unserem nach Indien entsandten Sonderberichterstatter.

Mai 1927.

In Mormugao hatte die Lepra gewütet. Wir, mein Freund und ich, verließen daher diesen portugiesischen Ort und zogen weiter nach Süden. In Mangalore, einem Hauptorte der Missionen, schlug uns der Fremdenhaß, bei einem zufälligen Auftritt auf der Straße, so gräßlich entgegen, daß uns auch diese Stadt verleidet ward. Wir nahmen Abschied; vorher aber ließen wir uns von zwei Schwarzen noch einmal bei Sonnenuntergang zum Baden durch die prachtvolle Brandung an der Flußmündung tragen; dann ruderten sie uns, schon im Dunkeln, zurück, den Strom aufwärts, einen monoton-rhythmischen Wechselgesang singend, wie eine Litanei. Am nächsten Tage, in Ernakulum bei Cochin, begegneten wir wieder einer furchtbaren Krankheit, dem Cochin-leg oder Elephantiasis; ein Mückenstich vergiftet den Körper mit einem Saft, der das Bein oder ein anderes Glied so dick anschwellen läßt, als sei es ein Baumstamm aus dem umgebenden Urwald.

Bis hierher hatten wir die Reise teils mit der Bahn, teils auf kleinen schmutzigen Küstendampfern gemacht. Weiter nach Süden geht die Bahn noch nicht; des Schaukelns, des Gedränges und des Schmutzes der Schiffe waren wir müde. So beschlossen wir, die Reise nach dem Süden auf jenen Backwaters im Boote fortzusetzen, die durch Bonsels Indienbuch eine gewisse Berühmtheit erlangt haben. Es sind dies teils Lagunen, teils durch sehr alte Kanalsysteme mit einander verbundene Seen, teils ausgebuchtete Flußmündungen. Man kann der Küste entlang viele hundert Kilometer weit auf diesen Backwaters in Booten fahren, die gepoolt oder gerudert werden, bei günstigen Winden wohl auch ein großes Segel an der vorderen Bootsspitze setzen.

Ein solches Boot mieteten wir uns in Ernakulum. Flinke Rikschahs, die überall in Asien bekannten zweirädrigen und von Kulis gezogenen Fahrzeuge, brachten uns zum Landungsplatz; der Weg dahin ging durch die prachtvollsten Palmenalleen, die man sich denken kann. Auf anderen Wagen, zum Teil auch als Last auf dem Kopfe getragen, brachten uns Leute, was wir für die Bootsfahrt eingekauft hatten. Wir mußten das, da es hundert und mehr Meilen weit durch einsame Küstenlandschaft ging, wo wir kaum etwas zu bekommen hoffen durften. Zu unseren Vorräten gehörte vor allem Eis, in großen Stücken und in Tücher gewickelt, und dann viele Flaschen Sodawasser. Die Besatzung des sauber mit Kokosmatten ausgelegten Bootes machten drei Eingeborene aus, mit denen die Verständigung manchmal recht schwierig wurde, da sie nicht englisch und wir nicht malabarisch konnten. Aber es ging schließlich doch: die Zeichensprache ist international.

Das Boot stieß vom Ufer ab. In der tropischen Vormittagsglut glitt es, vorläufig mit großem Segel, leise südwärts. Die weißen Häuser Ernakulums versanken im heißen Sonnenlicht. Da wir uns nun auf dem Wasser befanden, den Ort nicht mehr sahen und hinein in die ungeheuren, urwaldartigen Palmenwälder fuhren, da überkam mich jenes Gefühl des Losgelöstseins freudig und unheim-

lich zugleich, das einen bei Beginn großer Seereisen berührt, wenn die Sirene zum letzten Male heult und man ganz sachte die erste Bewegung vom Ufer weg fühlt, wie ein Schauer oder ein erschauerndes Gewahrwerden des Abenteuers, in das man sich eingelassen und dessen Ausgang immer ungewiß ist. Wir würden ja wohl, obwohl unsere südliche Reise hier an der indischen Malabarküste nur wenige Tage in Anspruch nahm, weiter, einsamer und verlorener im Urwald und Dschungel sein, als auf hoher See in einem mit Telegraphie ausgerüsteten Schiffe.

Aber ich werde den Leser enttäuschen, wenn er glaubt, nun von großen Abenteuern, Begegnungen mit wildem Getier oder räuberischen Überfällen feindlicher Stämme zu vernehmen. Nichts dergleichen. Nichts ist uns zugestoßen und nichts anderes erlebten wir als die innigste Berührung mit der Natur. Nicht auf dem Schiffe auf hoher See, nicht einsam im Hochgebirge waren wir je so weit von der Welt, so tief in der Natur, so nahe, nahe bei uns selbst gewesen.

Eine leuchtende Erinnerung wird mir immer bleiben: viele Tage lang durch Palmenwälder fahren, nachts auf den sauberen Matten im Boote schlafen oder am Bootsrande sitzen; die Füße im lauen Wasser, das jedesmal silbern im Meeresleuchten erglänzt, wenn der Fuß die Wellen berührt; in die Sterne sehen, das Kreuz des Südens suchen und den nördlichen Polarstern tief am Horizont finden; manchmal bezieht sich der Himmel mit mondbleichen Wolken, und Wetterleuchten umlagert den Umkreis; am Tage ohne Kleider, nur vom Tropenhelm geschützt, sich der Sonne aussetzen und abends um das sanft dahingleitende Boot schwimmen; dann das tropisch rote, wie eine Feuersbrunst hinter den Kronen der Palmen verglühende Abendrot sehen.

Die Tage waren stiller, als die Nacht. Die Sonne erstickt alles im heißen Schweigen. Bis das Tropengewitter die Sturzregen ins Wasser gießt und der Donner wie Löwengebrüll über die Urwälder rollt. Aber dann die Stunde nachher ist die heiterste, klarste und lieblichste des Tages. Die Sonne saugt wieder die Nässe weg; Regenbogen bauen farbige Phantome über die Welt; wunderliche Wolkengestalten liegen vor dem tiefen Blau. Und dann, vor der gefährlichen Sonne geschützt, im gleitenden Boote lang auf dem Rücken liegen und zusehen, wie die Wolken zergehen, verschmelzen, sich dehnen und unaufhörlich Gestalt und Größe verändern — ist es nicht ein Abenteuer ohne gleichen?

Aber was ist das alles gegen die Nacht, in der Dinge Leben gewinnen, die am Tage tot sind oder sich wenigstens tot stellen. Ich besitze wenig, eigentlich gar keine zoologischen Kenntnisse; dieses Mangels bewußt, mache ich aus der Not eine Tugend und rühme mich heute dessen. Denn wie sonst hätte ich die Stimme der Tropenwelt gehört, ihre ureigene Stimme, ihre Klage, ihren Jubel, ihren Schrei. Ich hätte wohl den Panther herausgehört, hundert Arten von Zikaden unterschieden, die Wasservögel, die Papageien festgestellt. Ich hätte das alles analysiert, aufgelöst, zerrissen, und hätte darüber vergessen, daß es ein einziger Schrei war, der Schrei der Tropennacht.

Es ist unbeschreiblich, wie das in die Seele geht, dieser unendliche Ruf des Lebens, schrill und ohne Melodie und doch eine erhabene, eine erschreckend großartige Symphonie. Wahrscheinlich wird man auch dagegen bald stumpf, wie gegen alles, was schön und groß ist. Aber den ersten Eindruck kann keiner vergessen. In diesem einzigen Lärm liegt die ganze Wildnis, wie im Auge des Tigers oder im Bäumen der Giftschlange. Man hat das Gefühl: wenn du jetzt ans Ufer gingst und schrittest in den Wald, tausend wilde Tiere hielten dich umringt, und nie kämest du heraus. So schlimm mag es nicht sein, wiewohl nachts in diesen Wäldern die Viper und auch die Kobra schleicht. Aber dieser furchtbare Schrei steht über der ganzen Nacht, er verschlingt das Plätschern des Wassers, das leise Klatschen der Wellen und das Geräusch der Ruder. Er ist monoton, so daß er schließlich wie eine Stille wirkt und man einschlafen kann. Nur im Trommelfeuer des Krieges habe ich ein Ähnliches verspürt.

Dr. Alphons Nobel.

Furchtbare Sühne.

Erst jetzt erfährt man: Der Sohn einer sehr reichen Berliner Familie, der als Arzt eine bereits recht gut gehende Praxis hatte, verliebte sich in ein junges Mädchen, das in einer Revue als Tanzgirl auftrat. Er beschloß, sie zu seiner Frau zu machen und teilte das seiner Familie mit, wo er natürlich auf heftigen Widerstand stieß. Anfangs suchte man ihn mit Güte zum Verzicht zu bewegen, dann trat man an das Mädchen heran, bot ihr eine große Abfindungssumme, erhöhte den Betrag, als sie ablehnte. Vergebens. Auch sie liebte zu sehr, um verzichten zu können.

Nun fuhren die Eltern schwere Geschütze auf, sie verboten dem Sohne, der noch bei ihnen wohnte, das Haus, so daß er sich eine eigene Wohnung nehmen mußte, sie drohten, ihn zu enterben, nichts rührte ihn. Seine Antwort war die Bestellung des Aufgebotes und Ankündigung der Hochzeit. Am Tage vorher lud er Freunde und Bekannte, die ihm treu geblieben waren, ein, man soupierte in einem eleganten Restaurant, wo er ein Zimmer bestellt hatte. Als man gerade in bester Stimmung war, erschien der Oberkellner und bat den Arzt heraus. Eine Frau warte draußen, die ihn dringend zu sprechen wünsche.

Meine Mutter? dachte er, und ging zögernd hinaus, doch dort erwartete ihn eine ihm unbekannte ältere Frau. Sie sagte, sie sei bei ihm in der Wohnung gewesen, dort habe man sie hierher gewiesen. Was sie wolle? Ihre Tochter sehe der Entbindung entgegen, es sei ein schwerer Fall, die Hebamme werde allein nicht fertig. Ob er nicht kommen wolle? Nein, er dürfe nicht nein sagen, er müsse kommen. Er sei doch Arzt . . .

Und so ging er mit, verabschiedete sich von den Freunden, von der Braut, sagte, in spätestens einer Stunde sei er zurück, bestieg den Wagen, der draußen wartete. Und kam nicht wieder. Man wartete eine Stunde, zwei, drei Stunden, vergebens. Die Braut fiel in Schreikrämpfe, mußte im Auto nach Hause gebracht werden, fremde Leute wachten an ihrem Bett, während sie nach dem Geliebten schrie. Auch am nächsten Morgen erschien der junge Arzt nicht in seiner Wohnung, er blieb verschollen. Man fragte den Oberkellner, doch der kannte die Frau nicht, welche ihn fortgeholt hatte, sie hatte weder Namen noch Adresse genannt, ihm war nur aufgefallen, daß eine nicht übermäßig elegant gekleidete Person in einem so vornehmen Sechssitzer vorgefahren kam.

Wir müssen einen Detektiv mit der Suche nach ihm beauftragen, sagten seine Freunde, warfen Geld zusammen und gingen zu einem Bureau, das derlei Dinge im Handumdrehen erledigt. Die Braut, jetzt erholt und ganz Energie, war die Triebfeder von nun an. Ihr war es zu danken, daß man so rasch vom Fleck kam. Man rekognoszierte alle in der betreffenden Nacht geborenen Kinder, nirgends war jener junge Arzt zu Hilfe gerufen worden, man kannte ihn dort gar nicht. Also eine Finte! Wer konnte ein Interesse haben? Nur die Eltern, sagte die Braut. Und langsam kam man dahinter, daß die Eltern es gewesen waren, die ihn hatten fortlocken lassen.

Sie hatten eine Frau gedungen, welche die Mutter einer Wöchnerin zu spielen hatte und die ihre Rolle so geschickt durchführte, daß er ihr Glauben schenken mußte. Er stieg ein, der Wagen rollte los, hielt an einer Ecke, die Frau stieg aus, doch ehe er den Fuß aus der Tür setzen konnte, waren zwei Männer hineingesprungen, schwer bewaffnet. Sie hielten ihn fest, während jetzt der Wagen mit rasender Geschwindigkeit in die Nacht hinausfuhr. Die Eltern, die ein Entmündigungsverfahren gegen ihn eingeleitet hatten, ließen ihn in eine Nervenheilanstalt bringen und auf seinen Geisteszustand untersuchen.

So etwas dauert immer vier bis sechs Wochen, und sie glaubten, er werde zur Vernunft kommen, wenn er so lange von seiner Braut getrennt sei. Sie kannten ihren Sohn, und in der Tat brach er mit den Nerven vollkommen zusammen, lag apathisch Tag für Tag in seinem Bett, wollte nichts hören, nichts wissen, nichts tun, vermochte kaum etwas zu denken, geschweige denn zu handeln.

Sie aber, fühlend, daß ihr ganzes Lebensglück von rascher Tat abhänge, verdoppelte ihre Energie und ihre Kräfte, fuhr nach Hamburg, wo sich das Sanatorium befand, versuchte ihn zu sprechen, was man ihr natürlich nicht erlaubte. Sie kam wieder und wieder, aber die Bitte um Sprecherlaubnis war nur ein Vorwand, während sie die Lokalitäten studierte. Als sie genug wußte, ging sie nach St. Pauli, holte sich drei handfeste Kerle, versprach jedem 500 Mark, wenn ihnen die Tat gelinge. Die drei stiegen nachts über die Mauer der Anstalt, drangen in das Gebäude ein, überwältigten mehrere Pfleger, holten den Arzt aus seinem Bett und brachten ihn wohlbehalten in die Arme der draußen wartenden Braut.

Nun fand auch er wieder den Lebensmut, mit dem nächsten Zug jagten die beiden nach Berlin, holten auf der Bank ihr Geld ab und bestiegen den D-Zug nach Ostpreußen. Bei Schneidemühl entgleiste der Zug, beide kamen ums Leben. Das ist nun schon mehrere Jahre her, und sie ruhen längst nebeneinander unter der Erde, auf der sie nicht glücklich werden konnten. War es Sünde, daß sie einander liebten? Daß sie nicht von einander lassen wollten? Daß sie den Eltern davon liefen? Ihr Leben allein leben wollten? Wenn es Sünde war, dann haben beide furchtbar büßen müssen, schlimmer als ein Verbrecher, dem man mildernde Umstände versagt. Und Liebe sollte doch eigentlich ein mildernder Umstand sein!

U. E.

Die Schönheit der Backsteinarchitektur.

Eine Charakterstudie zur deutschen Baukunst
von Dr. Otto Peters=Mainz.

Bei jedem Neuaufleben künstlerischer Triebkräfte arbeitet man heute mit literarischen Begriffen und sucht die jeweiligen Erscheinungsformen verstandesmäßig zu erfassen. Dabei ist man sich aber oft nicht darüber klar, daß man hiermit den ersten Schritt zur inhaltlichen Aushöhlung tut, daß man anstelle eines absichtslosen Formens eine erdachte und auf geistige Absichten gerichtete Kunst setzt.

So ist es auch mit der Kunst des Backsteinbaues gegangen. Der Backsteinbau hat in den letzten Jahren über seine eigentliche Heimat, Norddeutschland und den Niederrhein, hinaus wachsendes Interesse gewonnen. Die Rückkehr der Künstler zum natürlichen Ausdruck des Baumaterials, ein neu erwachter Sinn für Wahrheit und Sachlichkeit des Baukörpers, die Sehnsucht nach einem neuen Schönheitsideal, dem der ausdrucksvollen Einfachheit und des durch die Natur gegebenen und in der Naturwirkung verharrenden Eigenlebens, all das hat in Abkehr von dem verwirrenden, krampfhaften Suchen nach künstlerischen Sensationen die schöpferische Betätigung zu einer natürlichen Stärke der Verbundenheit und der Sachlichkeit der Natur zurückgeführt. Kunst und Natur sind in neue Beziehungen zueinander getreten. Und darin dürfte zum großen Teile die Liebe zum Backsteinbau zu suchen sein, daß die Formung des künstlerischen Ausdruckes aus dem Naturprodukt heraus heute wieder Ziel und Streben der modernen Architektur geworden ist. Die Baukünstler haben erkannt, daß die Wirkung aus dem Material nicht nur eine unverfälschte ist, ja daß sie die stärkste ist.

Wir litten an dem Zwiespalt zwischen unserer äußeren und unserer inneren Lebensführung. Wir bewohnten Häuser, in die wir nicht hineinpaßten, Innenräume, deren Geist uns fremd war, ahmten Kulturerscheinungen nach, die unserer geistigen Haltung und der inneren natürlichen Bedingung, unter der wir landschaftlich, ethisch und mit der Umgebung organisch verbunden unser Leben führen, nicht mehr entsprechen. Wenn man heute ein Bauwerk aus der Landschaft heraus und mit dem vom landschaftlichen Boden geschenkten Material erstehen lassen will, kommt man den Zeiten wieder nahe, in denen man unbewußt bodenständige Bauten schuf, in holzreichen Gegenden das Fachwerkhaus, im Bergischen das Schieferhaus, anderwärts den Sandsteinbau und am Niederrhein, in Nord= und Ostdeutschland den Backsteinbau. So sind es beim Backsteinbau also keine ausgesprochen heimatkünstlerischen Gesichtspunkte, keine rührseligen Traditionsrücksichten, die zu ihm zurückrufen, sondern innere Gründe, die in der Solidität der letzten Kunstverwurzelung liegen, in der bei allen Kulturzeiten zu erkennenden natürlichen Verbindung der Baukunst mit der Umwelt, mit dem Fleck Natur, auf dem sie steht.

Mit einem Schlage wird unter solcher Auffassung dem Backstein alles Rohe und Ungeschlachte genommen, das ihm in den Kasernenwohnungen und scheußlichen Arbeiterkolonien bisher anhaftete. Man versteht eine solche Sünde am Backsteinbau einfach nicht, wenn man an das herrliche gotische Backsteinkloster Chorin in Ostdeutschland, an den Dom von Ratzeburg, die Rathäuser von Stralsund und Tangermünde, die Kaufherren= und Handelshäuser in den Hansastädten denkt, wenn man ihnen die stimmungsvollen Bauernhäuser am Niederrhein, die malerischen bunten Bürgerbauten in Düsseldorf, Crefeld, Mörs, Xanten, Cleve und die Adelshöfe in Westfalen gegenüberhält, wenn man die alten Fabrikkästen mit den heutigen grandioswuchtigen Industrieanlagen vergleicht, bei denen der Werkstein das Wort Arbeit spricht.

Die Härte und Sprödigkeit des Materials könnte den Schluß zulassen, daß der Kunst des Backsteinbaues hinsichtlich seiner Verwendungsfähigkeit aber auch seiner Ausdrucksmöglichkeiten Grenzen gesetzt sind, daß die im Backstein liegende materielle Bindung für die Beweglichkeit und Geschmeidigkeit, die im Vielerlei der Architekturaufgaben liegen, hemmend wirken müsse. Das ist jedoch nur insoweit der Fall, als der Backsteinbau keinerlei fremde Elemente duldet, daß er kaum die Möglichkeit bietet, durch Putz und Zierrat etwas Falsches und Unwahres vorzutäuschen, was bei anderen Materialien, wie Stein, Holz, Beton sehr wohl möglich ist. Die Hauptstärke des Backsteines liegt in der Wahrheit und Reinheit des Ausdruckes. Und hiermit gestaltet er in der Tat all das, was vom Organismus eines Baukörpers verlangt wird, den Raum, die Fläche, er schafft die konstruktiven Teile, gibt ihnen in Pfeilern, Bögen, in Gewölben und Rippen genau so Ausdruck, wie jedes andere Material, wirkt aber im Gegensatz zu diesem durch sich selbst, wirkt aus der Natur des Stoffes heraus. In dem Ausdruck des Stoffes, in dem, was ein Künstler aus dem Stoff herausholt, liegt der Hauptreiz der Backsteinbauten, ein Reiz, der nur bei richtiger Behandlung aus dem Sandstein herauszuholen ist.

Etwas aber, was nur dem Backstein zukommt, ist der in seiner Farbigkeit liegende sinnliche Flächenreiz. Nirgends findet sich eine solch starke koloristische Entfaltung großer Flächen wie beim Ziegelbau. Das, was bei anderen Steinarten durch Licht und Schatten, durch belebende Ornamente erreicht werden muß, liegt hier schon im Material begründet. Der Backstein trägt Farbwerte vom Purpurrot über das Violette, Rotbraune, Braune bis ins Hellgelbe in sich. Er fließt in ständig wechselnden Farbstimmungen, steigt und fällt in den Stufen seines Grundtones. Eine in allen Regenbogenfarben spielende Lebendigkeit liegt, besonders im Sonnenschein, reizvoll und schmiegsam in ihm. Der Reiz dieser farbigen Fläche wird erhöht durch die Fügung in Weiß, Gelb oder Schwarz, die dem Material erst die letzte Gestaltung und künstlerische Gliederung gibt. So wirkt der Backsteinbau als eine Gesamtanlage, die in der Form Einfachheit und Größe erzielt; so behauptet er sich in der Stimmung der weitgedehnten Ebene als ein aus ihr erwachsener organischer Kunstbau. Ernst und würdevoll hebt er sich am Niederrhein und in der norddeutschen Tiefebene aus der Weiden- und Wiesenlandschaft ab. Die Bauernhäuser der Niederungen tragen im Äußeren ein Stück ihres Innenlebens zur Schau, spiegeln den Hang zur Scholle, das Verbundensein der Erde, sind Fläche, streng bearbeitete Fläche wie die, auf der sie stehen.

Mit der Formung des körperlichen Ausdruckes sind die Möglichkeiten, die im Backsteinbau liegen, aber keineswegs erschöpft. Der Ziegel trägt daneben alle Fähigkeiten der Einzelgestaltung in sich. Weisen nicht die Backsteinbauten im Norden, die Kirchenanlagen und die weltlichen Prachtbauten eine ebenso reiche Gliederung im Äußeren und Inneren auf wie die Bauwerke aus Haustein, Granit oder Tuff? Backstein fügt sich an Backstein zu weitgespannten und steil aufwärts strebenden Bögen, zu wuchtigen Pfeilern und Säulen; aus Backsteinen heraus löst sich in den herrlichen Domen Norddeutschlands ein ungeahnt feines, gotisches Filigranwerk. In den modernen Häusern der Technik wird mit Backsteinen die Architektur plastisch geformt. Ja, die einzelnen Teile der Baukörper wirken hier weit klarer und sinnlich faßbarer als beim Haustein, weil dieser durch allerlei Zutaten wie Profile und Bemalungen seinen Charakter erst dartun muß.

Die Technik und künstlerische Gestaltung beim Backsteinbau ist nicht anspruchsvoll, dafür aber klar und rein. Im Stein selbst liegt der letzte Zweck, absoluter Charakter, liegt der Sinn des handwerklichen Schaffens, Reiz zur Werkarbeit, die durch erfinderischen Geist zur Kunstschöpfung wird.

Bunte Chronik

* **Kannit verstan!** Eine führende schwedische Zeitung wußte kürzlich folgendes Kuriosum zu berichten, das fast unglaublich anmutet und doch der Wahrheit entspricht. Vor einiger Zeit fand in Kopenhagen eine Zusammenkunft skandinavischer Schulkinder aus den drei nordischen Ländern und Finnland statt, die ein merkwürdiges Ergebnis zeitigte. Während nämlich das Gros der Kinder wenige Unterschiede im Aussehen aufwies, waren die sprachlichen Abweichungen bei vielen (besonders zwischen den dänischen einerseits und den finnischen und norwegischen Kindern andererseits) ganz erheblicher Art. Zwischen den schwedisch sprechenden kleinen Finnländern und der dänischen Schuljugend war eine unmittelbare Verständigung überhaupt nicht möglich. Die Kinder verständigten sich untereinander mühselig unter Zuhilfenahme deutscher und englischer Sprachbrocken! So zeigten sich hier, wie leider so oft, die Folgen verhängnisvoller Eigenbrödelei germanischer Brudervölker.

Lustige Rundschau

* **Fatale Bereitwilligkeit.** „Sie sind Zeuge, daß mich der Herr einen Ochsen genannt hat." — „Jawohl, das werde ich vor Gericht mit Freuden bestätigen."

*

* **Ehrliche Leute.** Fritz: „Herr Chef, es ist ein falsches Geldstück in der Kasse, soll ich es auf die Polizei tragen?" — Chef: „Laß es in der Kasse, Fritz, ehrliche Leute wollen nichts mit der Polizei zu tun haben."

Verantwortlicher Schriftleiter: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.